

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 18 (1962)
Heft: 5

Rubrik: Dies und das

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die allen Sprachen Gerechtigkeit widerfahren läßt (auch in der Praxis der Sprachpolitik — wie es das Beispiel der mehrsprachigen und mehrheitlich deutschsprachigen Schweiz vormacht), auch bei den romanischen Ländern mit anderssprachigen Minderheiten an die Stelle chauvinistischer Wertungen trete. — Die beiden letzten Hauptabschnitte, „Sprachenkenntnis und Sprachenlernen“ sowie „Vom Sprachengebrauch“, bringen in so reicher Fülle wohlabgewogene Ratschläge für den Anfänger wie den Fortgeschrittenen, daß es sich hier verbietet, einzeln auf sie einzugehen. Als Beispiel aus dem dritten Abschnitt seien als besonders treffend und nützlich lediglich die klugen Winke für den rechten Gebrauch von Wörterbüchern erwähnt. Ein wichtiges Kapitel sind im vierten Abschnitt die Sprachtabus, die zu beachten wir angeleitet werden. Weil dort auch von der Schweiz die Rede ist, sei es dem Besprecher gestattet, zu bemerken, daß nach seiner Erfahrung die Reichs- oder heute Bundesdeutschen, die in die deutsche Schweiz kommen, mehr durch übertriebenen und würdelosen Anpassungseifer sündigen als durch mangelnde Vorsicht. So gebrauchen sie fast ausnahmslos und vom ersten Tag an nur noch „merci“ statt „danke“, nachdem sie es einmal gehört haben, als ob anderes Danken hier verpönt wäre, was aber ganz und gar nicht der Fall ist.

A. Humbel

Dies und das

Abonnement, abonnieren

Es ist nicht leicht, einem Deutschschweizer beizubringen, er möge unnötige Fremdwörter meiden. Er wird immer lieber Perron statt Bahnsteig sagen, und eine Fahrkarte oder einen Fahrschein statt ein Biljee zu verlangen, lehnt er leidenschaftlich ab. Er sagt wohl einmal Dank, aber das *Merci* fließt ihm ebenso glatt von den Lippen, ohne daß er dabei irgendwelche Hemmungen empfindet. Die Berührung mit dem Französischen im eigenen Lande und eine Abneigung gegen alles zu ausgesprochen „Deutsche“ machen das erklärlich.

Zu den Fremdwörtern, die einen festen Platz in der Sprache des Deutschschweizers einnehmen, gehört das Abonnement mit seinem Zeitwort abonnieren. Aus dem mündlichen Verkehr werden sie schwerlich zu verdrängen sein. Im schriftlichen Ausdruck dagegen kommt man bei gutem Willen mit den deutschen Bezeichnungen fast immer mühelos aus. Wir kennen das Zeitungs-Abonnement; den Bezug einer Zeitung, das Halten einer Zeitung. Das Tram-Abonnement: die Netz-, Jahres-, Dauerkarte. Das Theater-Abonnement: das Besucherheft, das sich schon weitgehend eingebürgert hat. Ich bin auf eine Zeitung abonniert: ich halte sie, ich lese sie. Ich bin ihr Abonnent: ihr Leser, ihr Bezieher oder Bezüger. Ich abonniere sie: bestelle sie.

Nebenbei ist zu bemerken, daß auch in Deutschland und Osterreich unentwegt von Abonnement und abonnieren gesprochen und meines Wissens kaum etwas getan wird, diese Wörter durch deutsche Wörter zu ersetzen.

H. B.

Stundenkilometer

Auf den Seiten 123/24 der Juli-August-Nummer des „Sprachspiegels“ ist eine Glosse aus der „Automobil-Revue“ mit dem Titel „Stundenkilometer — ein Unsinn“ kritisiert. Der Verfasser dieser Notiz hat sicher bis zu einem gewissen

Grade recht, wenn er bemerkt, der Ausdruck Stundenkilometer werde nicht mißverstanden und seine Bedeutung rechtfertige seinen Gebrauch. Physikalisch-mathematisch ist er aber trotzdem abzulehnen, denn er ist falsch. Die Geschwindigkeit, für die Stundenkilometer als Maßeinheit dient, berechnet sich aus Anzahl Kilometer dividiert durch Anzahl Stunden, was als Einheit eindeutig Kilometer pro Stunde ergibt. Stundenkilometer ergäbe sich aus der Multiplikation der beiden genannten Größen, entsprechend der Berechnung der Arbeit: Anzahl Meter mal Anzahl Kilogramm, wobei als Einheit Meterkilogramm resultiert. Die „Stundenkilometer“ sind sicher kein Unglück, und sie mit Unsinn zu bezeichnen, ist wohl etwas überspitzt formuliert. Ich bedaure es aber sehr, daß sie für eine physikalische Größe gebraucht werden, legt doch die Physik besonderen Wert auf fehlerfreie Definition und Benennung. Z.

Das Satzwunder

Die nachstehende, von der Schweizerischen Depeschagentur verbreitete Meldung ist nicht wegen der Dürre im Welschland, von der darin die Rede ist, lesenswert, sondern noch viel eher deshalb, weil sie an den Leser ganz besondere Anforderungen stellt. Sie besteht nämlich aus *einem einzigen Satz*. Wer dieses kunstvolle Gebilde ohne Atem zu holen hinter sich bringt, darf getrost an einem Wettbewerb für Unterwasserschwimmen teilnehmen. Diese Meldung lautet:

„Sechs Wochen eines gleißenden Sonnenscheines, nur spärlich durch vereinzelte Gewitter unterbrochen, haben das Land jenseits der Saane ausgetrocknet und die Erde gelb wie nach dem Frost von 1956 werden lassen, zur Freude der Touristen und der Badenden, zur Not und Sorge der landwirtschaftlich Tätigen, die sich ob des Wassermangels und der unentwickelten Kulturen sorgen, denn wohl brachten die Hitzejahre 1911, 1941, 1945 und 1947 dem Weinbauern einen guten Tropfen, aber der Bauer und Viehzüchter vor allem konnte heuer nach einer mittelmäßigen Heuernte keine erste und keine zweite Emdernnte einbringen, was sich nun für die Tierzucht und die Milchwirtschaft auszuwirken beginnt, so daß bereits die landwirtschaftliche Gruppe des Waadtländer Großen Rates vereint mit der Waadtländer Landwirtschaftskammer dem Staatsrat des Kantons eine Eingabe unterbreitet hat, die die nötigen und geeigneten Maßnahmen aufzählt, die es zur Unterstützung der Bauernsamen zu ergreifen gelte, wie zum Beispiel die Herabsetzung des Zollsatzes auf Tierfutter, die den billigeren Zukauf von ausländischem Futter ermöglichen soll, damit der Bauer mit seinem verminderten Einkommen Hypothekarzins, Schulden und Steuern begleichen könne, wozu ihm die Banken mit ihrem Verständnis und die Staatskasse mit verlängerten Zahlungsfristen helfend zur Seite treten könnten.“ „LNN“

Kennedy soll die englische Rechtschreibung reformieren

Der 83jährige amerikanische Schriftsteller Upton Sinclair schlägt in einem Schreiben an Präsident Kennedy die dringend nötige Reformierung der englischen Orthographie vor, da weder in englischsprachigen Ländern Geborene geschweige denn Ausländer sich mit den Vertracktheiten der Rechtschreibung und Aussprache vertraut machen könnten. Sinclair gesteht, persönlich keine derartigen Schwierigkeiten zu haben, da er seit 68 Jahren als Englisch schreibender Schriftsteller tätig ist. Hingegen ist er der Ansicht, daß Englisch eines künftigen Tages die „internationale“ oder „Welt-Sprache“ sein werde — und hinsichtlich dieser Möglichkeit könnte sich Präsident Kennedy einen so „un-

sterblichen Ruhm“ erwerben, als hätte er die amerikanische Unabhängigkeitserklärung geschrieben. Das von Sinclair vorgeschlagene Rezept ist ein einfaches: Präsident Kennedy solle alle Sprachreformer in einem Spezialausschuß vereinigen, diesem Komitee die nötigen Bürokräfte und erforderlichen Geldmittel beisteuern und es beauftragen, in kürzester Zeit mit einem Minimalvorschlag akzeptabler Rechtschreib-Verbesserungen vor die Öffentlichkeit zu treten. Das Programm solle in den Mitteilungen des Weißen Hauses und anderer Regierungsstellen verwirklicht werden — worauf die Zeitungen und Lehrbücher, schließlich das Publikum die neue Orthographie automatisch übernehmen müßten . . .

(An dem Vorschlag Sinclairs ist vielleicht auszusetzen, daß er — unbeschadet des Bestehens „künstlicher“ Weltsprachen — an die globale Vormachtstellung der englischen Sprache glaubt. Verschiedene Linguisten teilen diese Ansicht keineswegs, wiewohl manche an eine weltweite Verbreitung des Englischen für geschäftliche Korrespondenz glauben. Hingegen empfehlen Sprachforscher, ehe an eine Reform der englischen Rechtschreibung geschritten werden soll, die Aufstellung eines uniformen Alphabetes für alle Sprachen, die sich der lateinischen Buchstaben bedienen.)

„Die Tat“, Zürich

Straußens Sträube mit der deutschen Sprache

Der Führungsstab des Heeres im westdeutschen Verteidigungsministerium ringt mit den Tücken der deutschen Sprache. Er hat befohlen, daß die bisherigen „Fernmeldeinstandsetzungskompanien“, die schon über einen Namen mit 32 Buchstaben verfügten, sich künftig „Fernmeldenachschub- und Instandsetzungskompanien“ mit 45 Buchstaben nennen müssen. Ebenso werden die „technischen Ausbildungskompanien“ jetzt „Instandsetzungsausbildungskompanien“ mit 35 Buchstaben. Bei so viel Zungenbrecherei war sicherlich auch eine sprachliche Erleichterung angezeigt. Deshalb bestimmt der Befehl gleichzeitig, daß die „Reserveunteroffiziersanwärterlehrkompanien“ mit 41 Buchstaben in Zukunft nur noch „Reserveunteroffizieranwärterkompanien“ mit 37 Buchstaben heißen. Als die „Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitängattin“ (48 Buchstaben) erfunden wurde, war man offenbar noch nicht vertraut mit der Kompliziertheit einer modernen Armee.

Sprachpolitische Ubertoleranz

Eine bedauerliche Begleiterscheinung westlicher Sprachpolitik war seit jeher die willkürliche Abänderung deutschschweizerischer Ortsnamen an Sprachgrenzen (Freiburg, Jura, Wallis). Die Verwelschung ist bis tief ins deutsche Sprachgebiet vorgetragen worden bei Geschäftsanschriften (Epicerie, Confiserie, Au Gourmet, usw.) und hat an Privathäusern rein bäuerlicher Umgebung ihren Niederschlag gefunden (Mon Repos, Chante Merle, u. a.). Da und dort wurde der welsche „Coiffeur“ auch zu „Hairdresser“ veramerikanisiert, und geltungssüchtige Leute haben ihren Rufnamen in Harry, John und ähnlich modernisiert. Mit ein wenig kulturellem „Speuz“ hätte man mancherorts dem sprachlichen Unfug Einhalt tun können; statt dessen aber blüht er fröhlich weiter, wie uns neuere Beispiele zeigen.

In einer „Neustadt“ des Baselbietes setzte sich unlängst ein Redner — auftragsgemäß und mit Recht — für den Universitäts-Sonntag ein. Dem Umstand, eine ausgesprochen deutschsprachige Zuhörerschaft vor sich zu haben, schien keine Bedeutung beigemessen zu werden, sonst hätte er nicht ein halbes

dutzendmal mit nur französisch betontem „Fribourg“ aufgetrumpft. Hat man vergessen, daß die Universität „Freiburg“ mit Geldern aus der deutschen Schweiz miterbaut wurde und heute erst recht auf diese Unterstützung angewiesen ist? Man mag dieses „Versehen“ auslegen wie man will, eine ähnliche Zumutung würde bei vertauschten Rollen irgendwo im Welschland gewiß scharfer Mißbilligung und kulturellem Protest begegnen. — Sogar die Basler Fahrgast-Zeitung macht in „Sprachlis“ Seitensprünge. In der Betriebsordnung für Dezember 1961 kündigte sie für verschiedene Tramlinien „Night-opening“ an, was von Fahrgästen mit sichtlichem Kopfschütteln vermerkt wurde. Offenbar hatte der Wortschatz der Programmleitung für jene Nachtmanöver keinen deutschen Ausdruck vorrätig, oder es wollte ihr die Übersetzung nicht glücken; der anschließende Wunsch der Zeitung auf „Gute Fahrt“ richtete sich mit Bedacht an Einheimische, da die paar Basler Amerikaner zur Rendite der Night-Opening kaum wesentlich beigetragen haben dürften. — Daß die Gastarbeiter Sprachenprobleme aufwerfen, liegt in der Notwendigkeit des Verständnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. An und für sich liegt es Einwanderern ob, sich im Gastland entsprechende Kenntnisse anzueignen. Wenn einheimische Firmen eigenem Vorarbeiterpersonal kursmäßig Fremdsprachen beizubringen bestrebt sind, ist das zugewanderten Arbeitskräften gegenüber ein Entgegenkommen, das allzu selten mit gleicher Münze zurückbezahlt wird. Bei unserer sprachpolitischen Übertoleranz dürfte es bald so weit kommen, daß aus lauter Rücksicht gegenüber den Anderssprachigen der eigenen Kulturehre abgeschworen wird.

A. L. S.

Das wollen wir nicht mehr hören . . .

Ende Februar 1933 erschien in einer damals noch existierenden, vielgelesenen Berliner Zeitschrift eine Notiz mit der Überschrift: „Was wir nicht mehr hören wollen“. Darunter waren dreizehn Moderedensarten, die wir leider heute, nachdem eine Generation darüber hingegangen ist, immer noch hören. Die sieben schlimmsten seien hier aufgezählt: „Stehe auf dem Standpunkt“, „letzten Endes“, „geht in Ordnung“, „restlos“, „phantastisch“, „beachtlich“ und „Moment mal“. — „Letzten Endes“ ist ein Pleonasmus, eine Doppelung. Es genügt „endlich“ oder „letztlich“. Ganz schlimm, weil auf „fein“ verdächtig zurechtgemacht, ist „letztendlich“, daß man oft genug hört und liest. Warum nicht, wo es hinpaßt, einfach „zum Schluß“, „am Schluß“ oder „schließlich“? Das „geht in Ordnung“ hat seine Blütezeit oder Entstehungszeit bei uns gehabt, als die Unordnung hinter dem „In-Ordnung-Gehen“ uns Leben, Land und Leute gekostet hat. Es hat einen unerträglich subalternen Bürogeruch an sich, und seine Unpersönlichkeit („es“ geht . . .) schmeckt verdächtig nach niemand-will's-gewesen-sein. Inzwischen sind zu den sieben uns erhalten gebliebenen alten noch ein paar junge hinzugekommen: „Na bitte“ und das in unerträglicher Weise den edlen, ursprünglichen Geist des Wortes gedankenlos verschludernde „wunderbar“. Möglich, daß manche das sogar noch für „sauber“ halten. Wie dem aber auch sei, bitte, ab durch die Mitte mit eurem „na bitte“ und eurem „wunderbar“!

Eine ganz traurige „Errungenschaft“, die sich leider schon in das Deutsch der guten Tagespresse eingeschlichen hat, ist das „-zig“, das heute bereits den Rang eines unbestimmten Zahlwortes erobert zu haben scheint. Es hat schnell Karriere gemacht, denn vor — nun nicht „-zig“, sondern „-ßig“, nämlich dreißig Jahren gab's das noch nicht. Vielleicht vor zwan„zig“. Ob aber hier zwanzig schon „-zig“ ist, käme auf den Zusammenhang an. Solange das „Zahlwort“ -zig noch mit Bindestrich erscheint, ist immer noch Hoffnung, daß wir

es wieder loswerden. Anziehend ist es durchaus nicht — ebensowenig wie das in allen Gangarten heute reitende „attraktiv“. Oder finden Sie es reizvoll, anziehend — „attraktiv“ zu sagen? Möchten Sie sich etwa, Ihrer eigenen „Attraktivität“ zuliebe, so „artikulieren“? Denn „sich ausdrücken“ — weshalb wohl? — ist heute unter den Tisch gefallen, man „artikuliert“ sich heute, weil es „attraktiv“ erscheint, und das „zig“mal mehr, als wenn man sich noch so anziehend (an)reizend, (ver)lockend auf deutsch äußerte oder ausdrückte.

W. M. Kranefeldt

Für Richtigkeit

Es handelt sich zwar nicht um die deutsche, sondern um die lateinische Sprache, aber das kleine Ereignis verdient doch auch im „Sprachspiegel“ vermerkt zu werden. „Pro Libertà“ nannte sich eine Vereinigung, die nach dem Aufstand in Ungarn im Jahre 1956 gegründet wurde mit dem vornehmen Zweck, unsere Freiheit gegen die kommunistische Bedrohung zu verteidigen. Nach sechsjähriger, sehr verdienstvoller Tätigkeit des Vereins hat anfangs Mai 1962 eine außerordentliche Mitgliederversammlung beschlossen, den Namen der Gesellschaft zu berichtigen; sie nennt sich nun in richtigem Latein „Pro Libertate“. Schon bei der Gründung war in der Presse darauf hingewiesen worden, daß das Makkaronilatein des Namens schlecht zur Absicht passe, die abendländische Kultur zu verteidigen. Seither haben Dutzende von Mitgliedern und solchen, die es werden wollten, die Beanstandung wiederholt. Es schien, als ob die Leiter des Vereins taube Ohren hätten und den Fehler nicht eingestehen wollten. Nun haben sie sich der besseren Einsicht nicht länger verschlossen. Sechs Jahre hat es gedauert — aber: Ende gut, alles gut! — Die Lehre für uns: Zähigkeit verspricht Erfolg in der Sprachpflege. h.

Die Vergessenen

Aus: „L'ami pu peuple“ (Der Volksfreund), Straßburg, 8.7.62 (Nr. 27)

Anlässlich des denkwürdigen Staatsbesuches des Bundeskanzlers Adenauer in Frankreich (2.—8. Juli 1962) brachte das Blatt eine aktuelle elsässische Betrachtung zum Zeitgeschehen (Titel: „Die Krönung der Freundschaft“), deren Schlußteil wie folgt lautet:

„Dieser Staatsbesuch des deutschen Bundeskanzlers in Paris ist tatsächlich ein historisches Ereignis. Die Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland erhält dadurch, wie gesagt wurde, ihre Krönung. Darüber kann sich kaum jemand mehr freuen als die Elsässer und Lothringer, die unter der ‚Erbfeindschaft‘ am meisten gelitten haben.

Unsere Freude wäre aber noch viel größer, wenn einmal die deutsch-französische *Freundschaft*, über den Rahmen der schönen Reden und der wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit hinaus, in unserer Heimat auf konkretere Art sich äußerte. Ist es denn bei einer solchen Freundschaft möglich, daß unsere Muttersprache weiterhin ignoriert, sabotiert und langsam aber unaufhaltsam zu Tode gedrückt wird? Ist es möglich, daß die schriftliche Form unserer Muttersprache, das Hochdeutsche, in unseren Schulen weiterhin lediglich als nebensächliches Fach behandelt und offiziell als Fremdsprache aufgeführt wird?

Wenn man es mit der deutsch-französischen Aussöhnung und Freundschaft in Paris wirklich ehrlich meint, dann, so meinen wir, müßte auch und ganz besonders in diesem Kapitel eine Umkehr sichtbar werden. Das wäre dann die wirkliche Krönung der Freundschaft.“

(J. Daniel Schuller)

Man erinnert sich noch an die im Schlagschatten des Pakettaxenstreites im Bundeshaus aufgeworfene Frage, was das eigentlich heißen solle: „billig“. Ursprünglich hieß „billig“ wohl „gerecht, berechtigt“. „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig“, heißt es im Sprichwort. Später wandelte sich die Bedeutung von „billig“ in „wohlfeil, zu niedrigem Preise“. Und schließlich fanden Kritiker, die ganze Auseinandersetzung sei eine „billige“, also „leicht zu findende, fadenscheinige“ Ausrede; die Taxen würden so oder so erhöht. Und ob trotz der Verteuerung der „Päcklipost“ und der damit verkoppelten Ermäßigung der Telefntaxen nicht doch das beliebte, weil billige (lies: ohne Mühe zu bezahlende) Vergnügen der Damenwelt, der stundenlange Telefonsprach von Haus zu Haus, aufschlagen werde, steht auch jetzt noch dahin.

An der Zürcher Bahnhofstraße stand ich, wartend auf mein Ehegespons, vor einem Schaufenster des großen Warenhauses. Die Gute hatte sich wacker in den Ausverkaufsrummel gestürzt, und ehe sie ein wenig erregt und sichtlich ermüdet mit erstaunlich geringem Ballast wieder auftauchte, hatte ich Zeit gehabt, über die Abwertung der „Billigkeit“ nachzudenken. Das Wort „billig“ war nämlich jahrelang in keinem Inserat, auf keinem Flugblatt, in keinem Schaufenster mehr zu lesen gewesen; findige Dekorateure, Werbetexter, Public-Relations-Manager und wie sie sich sonst noch nennen mögen, hatten als Surrogate „günstig, preisniedrig, vorteilhaft, preisgünstig“ verwendet und das alte, kernige „billig“ gemieden. Um so erstaunter und erfreuter war ich, das Wort in vieldutzendfacher Zahl auf Preisschildchen, Plakaten und auf die Schaufenster gemalt zu erblicken. „So billig!“ war zu lesen; denn das war des Ausverkaufes Schlagwort. — Schlagwort? Das ist wohl auch so ein abgewerteter Ausdruck. Schon lange sank es zur „Phrase“ herab, und seinen Platz nahm das „Motto“ ein. Aber auch es konnte sich nicht lange seiner Beliebtheit erfreuen, mußte es doch dem „Slogan“ weichen.

Das „billig“ aber hat Schule gemacht. Im Warenhaus gegenüber prangte einige Tage später die hundertfältige Aufschrift „gut und billig“. Die Rückkehr der einfachen, klaren Worte in die Werbesprache schien vollzogen.

Als ich jedoch um jene Ecke ging, an der ich in der Ausverkaufszeit gewartet hatte, da stand etwas anderes auf dem Schaufenster zu lesen. Ich traute meinen Augen nicht, die ein „Lingerie-Festival“ angekündigt sahen — ein preisgünstiges Festival, das wird man billigerweise zugestehen, sobald man nur einmal weiß, was das sein soll.

af

Trachten ohne Mundart

Die Jodler- und Trachtenvereinigungen setzen es sich zum Ziel, das Bodenständige und Herkömmliche zu erhalten. Dafür gehört ihnen ein Lob. Aber leider scheint man in vielen Trachtenkreisen ganz vergessen zu haben, daß es nichts Bodenständigeres gibt als die eigene Mundart. Denn immer häufiger kommt es vor, daß sich Jodler- und Trachtenchöre einfach ans Blättchen halten und den Mundarttext singen, ohne ihn in die eigene Mundart umzugießen. So kann man etwa einen Urner Trachtenchor hintereinander luzernische und bernische Mundart singen hören; ein Schwyzer Chörli bietet dagegen halb gekonntes Urner Deutsch an und irgendein Meiteli in Nidwaldner Tracht jodelt plötzlich auf aargauisch. Wird da die Tracht nicht auf einmal zur Lüge? Wenn die Tracht ein Bekenntnis zur Heimat ist, muß sie auch ein Bekenntnis zur eigenen Mundart sein. Darum fühlen sich viele Leute mehr als unbehaglich, wenn sie zusehen müssen, wie ausgerechnet die Trachtenvereine oft zur Zerstörung der Mundart beitragen.

Dieser Meinung ist auch Prospero in der „Weltwoche“. Er schreibt: „Nicht mehr lange wird es dauern, bis die hier nochmals zur Schau gestellte ländliche Tracht ins Museum verbannt bleibt, während sich ihre Träger an das Leben auf dem Asphalt gänzlich assimilieren. Schon die Dauerwellen der Jodlerinnen wollten nicht mehr recht zu den Hauben und Miedern passen. Den Verflachungsprozeß bewiesen peinlich und hörbar die beiden Kommentatoren am Fernsehen. Weder der Reporter noch der Präsident des Jodlerverbandes schienen imstande, ihre Muttersprache richtig zu sprechen. Während der Reporter die fatale Wortschöpfung „Folkloristik“ mehr als nötig wiederholte, sprach der Inner-schweizer Sachverständige wahrhaftig von den „Kartoffeln“, die zur Raclette gegessen würden. Es ist zwar kein Landesunglück, wenn selbst die Bauern keine „Herdäpfel“ mehr ernten, und wenn sie „Rahm“ statt „Nidel“ oder „Butter“ statt „Anken“ fabrizieren. Dennoch stellt man mit Unlust fest, daß sich die Schweizer Mundart rasch in ein malträtiertes Hochdeutsch verwandelt. Und spektakuläre Trachten- und Jodelfeste, bei denen die Seele der Bodenständigkeit, eben die Sprache, verdorben ist, erfreuen nur teilweise.“

schütter

Das Etymologische Wörterbuch von Kluge-Mitzka lehrt, daß dieses Adjektiv auf mittelhochdeutsch „schüter“ zurückgehe; das *i* wurde im Neuhochdeutschen zu *ü* gerundet, wie in „fünf, flüstern, göltig“ usw.

Im weitem heißt es, dieses Wort fehle bei Luther und den Klassikern; es wurde durch Österreicher wie Anzengruber und Rosegger neu belebt und sei in unsern Tagen geradezu zum Modewort geworden.

In manchen schweizerdeutschen Mundarten bedurfte dieser Ausdruck keiner Neubelebung; er blieb in der mittelhochdeutschen Lautung des Stammvokals erhalten als „schitter“ oder „schitterig“; die Bedeutung entspricht im wesentlichen derjenigen in der Schriftsprache. E. R.

Berichtigung

In Heft 4 des „Sprachspiegels“ lies auf Seite 102, Zeile 12 von oben: *(t)schäär-bis*; auf Seite 103, Zeile 5 von unten *g'richtis*.

Schriften unseres Verlages

Zu beziehen bei der Geschäftsstelle:

G. Hartmann, Goldregenweg 11, Zürich 11/50, Tel. 051/48 43 62

Broschüren:

Debrunner, Studien zur Betonung im heutigen Deutschen, 80 Rp.

Farner, Huldrych Zwingli und seine Sprache, 1,00 Fr.

Gschwender, Die Bresche klafft! (zum Bundesbeschluß über die welsche Schule in Bern), 60 Rp., von 10 Stücken an 40 Rp.

Hartmann, Satzzeichen-Revue, 3. Auflage, 1,20 Fr.

Lang, Sprachwandel und Sprachkritik in soziologischer und psychologischer Sicht, 1,00 Fr.

Oettli, Deutschschweizerische Ortsnamen, 5,60 Fr.

Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort (unentgeltlich)

Sommer, Sprachliche Mißverständnisse, 1,00 Fr.

Steiger, Ortsnamenbüchlein, 1,50 Fr.